

Prolog

Warum heißt das Buch Mutabor?

Der Kalif in dem Märchen ›Kalif Storch‹ von Wilhelm Hauff erhält ein Zauberpulver, mit dem er sich in eine Tierart verwandeln kann. Zur Belohnung erhält er die Gabe, die Tiersprache verstehen zu können. Sollte er lachen, dann vergisst er das Zauberwort, das ihn wieder in einen Menschen zurückverwandelt.

Elfriede ist der Meinung, dass wir Menschen das Zauberpulver genommen haben und nun nicht mehr in das Leben, das den Menschen ausmacht, zurückkönnen. Ihr Zauberpulver, um sich in einen Menschen zurückverwandeln zu können, heißt: erkenne dich selbst. Ihr Antrieb ist die Frage nach dem Sinn ihres Lebens. Sie wandelt auf den Spuren des Orakel von Delphi:

Sie lernt durch Erfahrung, sich und andere Menschen zu verstehen.

Anhand ihrer Freundin Erni, Frank, ihrem ehemaligem Schulkameraden, und Frieder, einer Zufallsbekanntschaft, sieht Elfi, dass es wichtig für sie ist, das Menschsein zu üben. Das Denken ist das, was den Menschen vom Tier unterscheidet. Sie stößt dabei unweigerlich auf die Frage nach dem Sinn des menschlichen Lebens, ihres Lebens. Sie stellt sich immer wieder dieser Frage und findet in der Geschichte vom Kellerwald auch Menschen, die dieser Frage nach-

gegangen sind. Als Ergebnis dieser Gedanken stellt sie fest, dass jeder Mensch im Leben seinen Sinn finden muss, um ein glückliches und erfülltes Leben zu haben. Das Glück und die Erfüllung liegen nicht in den Dingen, die mit materiellen Mitteln zu erreichen sind, Glück und Erfüllung liegen nicht in Dingen, die sie anfassen kann. Das Glück und die Erfüllung liegen in der zwischenmenschlichen Wärme und der Annäherung an das DU. Gemeinsam lachen, gemeinsam trauern, gemeinsam schweigen, gemeinsam kochen, gemeinsam essen, gemeinsam leben, leiden und lieben.

Elfriede glaubt, dass der Mensch das Zauberwort vergessen hat, das ihn wieder in einen denkenden und liebevollen Menschen zurückverwandelt.

Sie stellt durch Erinnerungen an ihre Kindheit fest, dass sie das Zauberwort unbewusst durch das Technikzeitalter verloren hat. Anstatt um menschliche Hilfe zu bitten, um etwas fertigzustellen oder mit einem Haustier in Kontakt zu treten, kauft sich der Mensch heute eine Maschine, damit er mit anderen Menschen nicht in Kontakt treten muss.

Auf ihrem ›Jakobsweg‹, wie Elfriede ihre Suche nach sich selbst nennt, findet sie eine Lösung für sich. Sie hatte unbewusst den Wunsch, das Zauberwort zu finden, das sie wieder in einen Menschen zurückverwandelt. Es heißt Mutabor. Sie ist der Meinung, dass alle Menschen auf der Suche nach dem Zauberwort sind, es nur nicht wissen. Mutabor beinhal-

tet alles das, was den Menschen menschlich macht: Ruhe, Geduld, Besinnlichkeit und zwischenmenschliche Liebe; Tierliebe und Freude an der Natur, die uns Menschen träumen lässt; Humor, um schwierige Situationen zu meistern; Gemeinsamkeit, um das tägliche Leben und das Altern erträglich zu gestalten.

Heute ist mein großer Tag. Lange habe ich ihn vorbereitet und jetzt, da er da ist, habe ich Angst.

Seit einem viertel Jahr bin ich Rentnerin. Meine Kinder sind aus dem Haus und mein Ehemann hat sich vor fünf Jahren eine jüngere Frau genommen.

Momentan habe ich noch einen Tisch, auf dem ich diese Zeilen meinem Tagebuch anvertraue. Doch in etwa einer Stunde verlasse ich meine Wohnung, die mir nicht mehr gehört. Ich habe alles, was ich besitze, verkauft. Nur ein Rucksack mit etwas Leibwäsche, ein Messer, ein kleines Zelt und eine Alumatte sowie dieses Tagebuch und ein paar Stifte werden mich begleiten.

Ich weiß noch nicht, was mich erwartet, ich weiß aber, was ich zurücklasse.

Eine Dreizimmerwohnung in einer Großstadt. Der Arzt gleich um die Ecke und ein Einkaufsladen, in fünf Minuten zu erreichen. Ein weiches Bett und das Telefon daneben. Frische Bettwäsche, eine Waschmaschine und ein meistens gut gefüllter Kühlschrank.

»Warum tust du dir das an?«, fragten mich mei-

ne Kinder, als ich ihnen von meiner Idee erzählte, mit dem Rucksack meinen Jakobsweg zu gehen. Eine Antwort konnte ich nicht geben. Ich hatte einfach die Nase von allem voll, wie man so schön sagt. Das Leben mit meinen Mitmenschen belastete mich zunehmend. Niemand hatte mehr so richtig Zeit für den anderen. Kaum einer fragte einmal nach, wie es mir denn so geht. Nur die obligatorische Geburtstags- und Weihnachtskarte kam pünktlich. Meine Anrufe wurden nicht erwidert, jeder hatte ja so viel zu tun. Ich gedachte, in Zukunft darauf zu verzichten.

Mir war klar geworden, dass man nicht nach Frankreich oder Spanien fahren muss, um den Weg der Erkenntnis zu gehen. Wahrscheinlich hätte ich auch zu Hause bleiben können. Doch da sind die Abwechslungen und Störungen zu groß. Ich wollte durch Deutschland wandern, mit mir selbst leben.

Die Tränen in meinen Augen waren festgefroren. Als es klingelte und mein Nachmieter erschien, war ich froh, nicht weiter nachdenken zu müssen. Das würde demnächst meine einzige Tätigkeit sein. Ich übergab ihm die Schlüssel meiner ehemaligen Wohnung, während er mich mitleidig ansah. Ich schluckte meine diffusen Ängste hinunter und ging, mit dem Rucksack auf dem Rücken, einer ungewissen Zukunft entgegen.

Es war noch früh am Tag. Der Himmel war bewölkt und es sah nach Regen aus. So werden sich meine

Tränen mit den Regentropfen des Himmels mischen. Im Supermarkt kaufte ich etwas Proviant, da ich nicht wusste, wann und wo ich wieder die Gelegenheit zu einem Einkauf haben werde. Dann ging ich eilends, durch die vom Autoverkehr lärmenden und stinkenden Straßen, dem Stadtrand entgegen. Ich hatte mir vorgenommen, meine Wanderung langsam anzugehen. Heute vielleicht zwölf Kilometer laufen und dann ein Gasthaus suchen, in dem ich übernachten kann. Erst, wenn es wärmer wird, wollte ich im Freien schlafen. Da ich nicht mehr die Jüngste war und auch sportlich nicht trainiert, musste ich langsam und behutsam anfangen.

Die Menschen in den Straßen, die an mir vorbeihasteten, hatten für mich keinen Blick übrig. Die Menschen, die am Rande der Gesellschaft leben, auf Parkbänken ihr Dasein fristen, blickten mir mit leeren Augen nach. Leere Flaschen lagen um sie verstreut herum. Ihre Körper hatten sie, wegen der nassen Kälte, mit Lumpen umhüllt. Die Wärme, die aufgrund des Alkohols durch ihren Körper geflossen war, war nun am Morgen einer stärkeren Kälte gewichen. Sie hatten sich aufgegeben, erwarteten außer dem Tod nichts mehr.

Das bisschen Überlebenskraft, die ich noch in mir spürte, nutzte ich, um zu mir selbst zu finden. Mein Berufsleben hatte mir keine Zeit dazu gelassen.

Laufen mit Gepäck ist nicht leicht. So machte ich meine erste Pause, als ich am Stadtrand ankam. Da ich

noch an die Zivilisation gewöhnt war, setzte ich mich auf eine Bank, die den Blick über die Felder zuließ. Ich musste lachen. »Du willst einmal im Freien schlafen? Wenn du eine Bank brauchst, um dein Frühstück zu essen?«

Es begann zu nieseln. Am liebsten wäre ich umgekehrt. Kälte und Nässe mochte ich noch nie haben. Ich rutschte an das Bankende, das ein wenig von den überhängenden Ästen eines Baumes gegen den Nieselregen geschützt war. Was war das überhaupt für ein Baum? Es standen viele Bäume in der Stadt, am Straßenrand und auch in den Parkanlagen, die ich bis heute nie richtig beachtet hatte. In der Grundschule hatten wir einmal die verschiedenen Baumarten an ihren Blättern zu erkennen gelernt. Aber wie lange war das nun schon her! Meine Gedanken versuchten, sich zu erinnern. Da die Laubbäume noch kein Laub hatten, musste es ein Nadelbaum sein. Aber was für einer? Ich kannte Tannen, Fichten, Kiefern und Eiben. Vom Wuchs her konnte das nur eine Eibe sein. Die anderen Nadelbäume waren mir durch Weihnachten bekannt. Ich nahm mir vor, im nächsten Ort ein Buch zu kaufen, das mir etwas über die Pflanzen meiner Heimat aussagen konnte. So es dann dort einen Buchladen geben sollte. Neben der Bank, auf der ich saß, wuchsen Wildkräuter und Grassoden am Erdboden, die jetzt vertrocknet waren und ihre holzigen Stiele in den grau verhangenen Himmel streckten.

Nach meinem provisorischen zweiten Frühstück,

das mir eigentlich nicht geschmeckt hat, erhob ich mich, um meine Kilometer runterzuwandern. Ich lief an den Feldern vorbei und wurde immer wieder umgeleitet, weil der Weg plötzlich durch einen Zaun versperrt war. So entschloss ich mich, nur noch an Straßen zu wandern. Das war eine neue Erkenntnis für mich. Obwohl ich vorschriftsmäßig entgegengesetzt zum Verkehr lief, brausten die Autos an mir vorbei, als sei ich unsichtbar. Ich war froh, noch eine gute Reaktion zu besitzen. Denn einige Male brachte mir nur ein Sprung in den Graben Rettung. Die wenigsten Autofahrer drosselten ihr Tempo und fuhren auf die Gegenseite, um mich nicht zu belästigen. Das war eine weitere neue Erkenntnis. Hatte ich als Autofahrer mich auch rücksichtslos oder rücksichtsvoll verhalten? Ich glaube, darüber habe ich mir nie Gedanken gemacht. Ich hatte es immer eilig gehabt und war mit meinen Gedanken immer schon beim nächsten Event.

Freude kam nicht beim Wandern auf. Obwohl meine Bekleidung wasserfest war, wurde es mir ungemütlich, da ich von den vorbeifahrenden Wagen so manche Dusche erhalten hatte. Ich beschloss, im nächsten Ort zu Mittag zu essen. Wenn es mir dort gefiel, wollte ich auch übernachten. Wenn ich Glück hatte, würde der Regen morgen vorbei sein. So viele ›wenns‹ auf einmal!